ERSTE EINHEIT (VARIANTE A): „KANN MAN GLAUBEN LERNEN?“

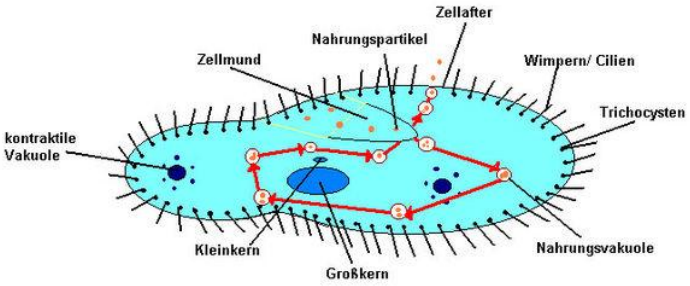
ZWEITER IMPULS: WER DENKT, GLAUBT AUCH! (10 MINUTEN)

In der Schule haben viele von uns gelernt: Glauben und Denken, Religion und Vernunft vertragen sich nicht miteinander. Wenn erst einmal der Siegeszug der Vernunft vollendet ist, dann wird sich die Religion verabschieden. Es dauert eine Weile, bis sie ganz verschwunden ist, aber die Vernünftigen werden vorangehen und alle anderen werden (auf Dauer) folgen. Am besten lässt man schon jetzt das Religiöse hinter sich.

Wir möchten Ihnen eine Überlegung nahebringen, die Sie darum vielleicht überrascht: ***Es gibt kein Leben ohne Glauben.*** Ob ein Mensch im religiösen Sinne „gläubig“ ist oder nicht, ob er sich etwa als Christ versteht oder aber nicht, ändert nichts an der Tatsache, dass es kein Leben ohne Glauben gibt. Das bedeutet übrigens auch: Es gibt kein Leben ohne Zweifel. Denn nur da wo geglaubt wird, gibt es den Zweifel.

Noch einmal etwas langsamer:

Erstens: ***Glauben und Zweifel gehören zu unserem Menschsein.*** Wir sind eben als Menschen sowohl vernünftig (das finden die meisten) als auch begrenzt (das sieht nicht jeder ein). Wer vernünftig und begrenzt ist, kann vieles erkennen, aber eben nicht alles. Das ist unser erster Hinweis. Es geht um die Frage: „Können Menschen eigentlich die Wirklichkeit durchdringen und verstehen?“ Dazu ein Beispiel[1]:



Das ist ein Pantoffeltierchen. Das Pantoffeltierchen (*Paramecium*) ist ein einzelliges Lebewesen, das durch eine Einbuchtung im Mundfeld eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Pantoffel hat. Es kommt in heimischen Gewässern wie in Tümpeln, Teichen, Seen, Flüssen, aber auch in Wasserpfützen vor. Somit ist es ein wichtiger Bestandteil des Ökosystems. Vor allem: Es ist ein begabtes Kerlchen! Hervorragend an seine Umwelt und Lebensbedingungen angepasst.

Pantoffeltierchen sind zwischen 0,05 und 0,32 mm lang. Die größten, ungefähr 0,3 mm langen Arten zählt man zu den „Riesen“ unter den Einzellern, denn schon mit bloßem Auge sind sie als kleine, weiße Pünktchen in einem Wassertropfen zu erkennen. Das Pantoffeltierchen

[1] Die Grafik und die folgenden Informationen zu den Pantoffeltierchen entstammen dem Artikel „Pantoffeltierchen“ – http://de.wikipedia.org/wiki/Pantoffeltierchen – aufgesucht am 13.09.2007.

wird außen von vielen (etwa 10.000) Wimpern (*Cilien*) umgeben, die der Fortbewegung dienen. Durch rhythmischen Schlag der Wimpern bewegt sich die Zelle voran. Die Wimpern helfen aber auch bei der Nahrungsaufnahme. Sie strudeln Nahrungspartikel heran. Das Pantoffeltierchen nimmt seine Beute und Nahrung durch seinen „chemischen" Sinn und durch Tastreize wahr. Es ernährt sich vorwiegend von Bakterien, die durch Wimpernschläge zum Mundfeld befördert werden. Pantoffeltierchen vermehren sich normalerweise ungeschlechtlich durch Querteilung in zwei Tochterzellen. Bei Hindernissen oder Engpässen kommt das Pantoffeltierchen mit Leichtigkeit hindurch, da es eine elastische Haut hat und sich mühelos durchzwängen kann. Gegen Angreifer versucht sich das Pantoffeltierchen mit Hilfe der *Trichocysten* zu wehren. Es handelt sich dabei um stäbchenförmige Gebilde enthaltende Haarbläschen, die direkt unterhalb der Zellmembran liegen und bei Gefahr lange, klebrige Proteinfäden (Eiweißfäden) ausschleudern. Sobald ein Angreifer ein Pantoffeltierchen berührt, explodieren diese Gebilde und schießen die Proteinfäden ins Wasser hervor. Ein ganzes Büschel der Proteinfäden kann dem Pantoffeltierchen helfen, sich Feinde vom Leib zu halten. In den abgeschossenen Proteinfäden können sich manche Fressfeinde verfangen und letztendlich auch absterben. Ein begabtes, gut angepasstes Kerlchen.

Freilich ist der Horizont eines Pantoffeltierchens äußerst begrenzt: Von uns Menschen wissen Sie nichts, aber auch gar nichts. Sie können uns nicht „erkennen". Und wir hätten schon größte Schwierigkeiten, uns einem Pantoffeltierchen zu „offenbaren". Die Schranke zwischen unserer Welt und der des Pantoffeltierchens ist wohl unüberwindlich. Das Pantoffeltierchen weiß nichts von einem Kosmos außerhalb seiner Tropfenwelt. Es kennt Rilke nicht, weiß nichts von Werder Bremen und hat keine Ahnung von Frühlingsgefühlen. Fragte man es, ob es ein höheres, mächtiges und intelligentes Wesen namens „Mensch" gebe, wäre es restlos überfordert.

Etwas abstrakter gesagt: Dass es keinen Gott geben kann, ist eine vermessene Auskunft. Wenn das Wort „Gott" überhaupt sinnvoll sein soll, beschreibt es eine Wirklichkeit, die größer ist als unsere Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit können wir erahnen, ihre Ränder berühren – oder auch nicht. Wir können sie aber nicht durchdringen oder gar kontrollieren. Mehr noch: Ohne dass sich diese Wirklichkeit uns erschließt, können wir sie auch nicht erfassen. Ebenso wenig wie das Pantoffeltierchen den Menschen erkennt, ist der Mensch in der Lage, Gott zu erkennen. Die Behauptung, es sei unmöglich, dass eine göttliche Wirklichkeit existiere, ist dagegen vermessen. Sie ist im Übrigen selbst ein Satz des Glaubens, den man gut und gerne bezweifeln darf.

Zweitens: ***Wir erleben dauernd, dass es Bereiche gibt, in denen wir nur mit Glauben (und Zweifel!) existieren können.*** Wenn Sie sich z.B. entscheiden zu heiraten, dann haben Sie (sicherlich und hoffentlich) gute Gründe, warum Sie sich an diesen einen Menschen verbindlich binden wollen. Sie sind überzeugt, dass das für Sie (und den anderen) das Beste ist, das Ihnen geschehen kann. Aber sie können es nicht beweisen. Sie tun es mit guten Gründen, einer festen Überzeugung – und im Vertrauen. Und dieses Vertrauen kann und wird gelegentlich „angefochten" werden. Um in Beziehung zu sein, brauchen wir Vertrauen.

Ich erinnere Sie an den ehemaligen Mönch und späteren Begründer der protestantischen Reformation, Martin Luther. Er war der Meinung, dass jeder Mensch glaubt, weil er etwas hat, woran er sein Herz hängt. Wir sind Wesen, die ihr Herz verschenken! So unterschiedlich unsere Wahl an dieser Stelle ausfällt, das eine verbindet uns: Wir brauchen etwas Großes, an das wir uns verschenken und dem wir uns widmen. Das nennt Luther dann „unseren Gott", das, was uns am Wertvollsten ist, wovon wir uns auch Sinn und Gewinn, Hilfe und Halt erhoffen. Und das sind in der Regel nicht beweisbare Fakten, sondern eben „Herzensangelegenheiten".

Das gilt auch für die großen Werte, die uns am Herzen liegen. Wir sind davon überzeugt, dass alle Menschen gleich geachtet werden sollen. Wir meinen, dass Menschen in Not Hilfe erwarten dürfen. Wir sind überhaupt der Meinung, dass es gut ist zu leben. Wir finden, dass Kinder Schutz verdienen. Wir halten daran fest, dass das Leben mehr ist als ein „Neuronenfeuer". Wir sehen andere Menschen als Personen an, die einen Willen haben und eine eigene Würde. Was davon ist zu beweisen? Nichts! Vieles davon wurzelt übrigens in der Überzeugung des Glaubens, dass jedes Menschenleben sich der Kreativität und dem Reichtum eines lebendigen und liebevollen Gottes verdankt – und darum entsprechenden Respekt und Fürsorge verdient.

Nicht nur in dieser „existenziellen" Sichtweise ist jeder Mensch ein „Glaubender" (so dass nur zu fragen ist, wem oder was ich mich anvertraue, und nicht ob ich mich anvertraue), sondern auch in denkerischer Hinsicht ist Glauben unvermeidbar, sozusagen „ein Risiko und eine Nebenwirkung" jeder Sicht des Lebens und der Welt. Wer denkt, glaubt, denn er geht von Voraussetzungen des Denkens aus, die nicht mehr einfach schlüssig bewiesen werden, sondern „gesetzt" werden. Die Prämissen des Denkens entpuppen sich bei näherem Hinsehen als Glaubenssätze.

Manche Leute bestreiten das Recht des Glaubens und sagen: Ich glaube nur, was ich sehe. Wie sehr wir dabei in die Irre geführt werden können, zeigt uns das Fernsehen: Ist alles, wir da sehen, glaub-würdig? Mehr noch: Wenn ich sage, dass ich nur glaube, was ich sehe, spreche ich eben auch einen Glauben aus und bekenne: „Ich vertraue darauf, dass meine Augen und mein Gehirn, das die Informationen meiner Augen verarbeitet, mir die Wirklichkeit zeigten, wie sie in Wahrheit ist." Ist das so selbstverständlich?

Alles Wissen und jede Erkenntnis steht auf der Grundlage solcher Glaubensvoraussetzungen. Wissenschaft arbeitet mit der Voraussetzung, dass unser Gehirn, unser Denken und unsere Logik mindestens ansatzweise in der Lage sind, die Wirklichkeit zu erschließen. Das ist sozusagen die Arbeitshypothese wissenschaftlichen Denkens.

Hinzu kommt unsere eigene Perspektive. Unser Standort bestimmt, was wir wahrnehmen und wie wir es wahrnehmen. Unsere Einsicht ist höchst subjektiv. Jede Versuchsanordnung prägt die möglichen Ergebnisse, lässt dieses erkennen und jenes übersehen. Es macht einen Unterschied, ob ich einen Ameisenhügel mit einem Fernglas, dem bloßen Auge oder einer Lupe anschaue.

Christen stellen mit ihren Überzeugungen keinen naiven Sonderfall dar, sondern nur eine mögliche Perspektive, abhängig von bestimmten Voraussetzungen des Glaubens. Sie sind aber nicht prinzipiell „leichtgläubiger“ als andere.

Drittens: ***Der Glaube muss die Vernunft nicht fürchten.*** Wenn jemand behauptet: „Als gläubiger Mensch sollte man lieber die Finger von kritischen Fragen lassen“, dann ist das ein schlimmes Missverständnis. Und dabei macht es keinen Unterschied, ob das Missverständnis von einem Freund oder einem Gegner des Glaubens geäußert wird. Beide haben nämlich in diesem Fall Unrecht: Glaube und kritisches Denken gehören eng zusammen. Gerade wer glaubt, dass Gott diese Welt geschaffen und sinnvoll geordnet hat – und dass diese Welt nicht einfach irgendwie „verzaubert“ und rätselhaft ist –, hat gute Gründe zu forschen und nachzufragen. Das lässt sich in der Geschichte der Naturwissenschaften gut zeigen. Während man im Alten Orient gerne die Gestirne als Gottheiten verehrte, werden Sonne, Mond und Sterne in der biblischen Schöpfungserzählung zu Lampen degradiert. Das ist eine enorm kritische Aussage. Wenn aber die Sterne einfach nur Sterne sind, dann kann ich sie auch erforschen. Ich kann versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Der glaubende Mensch muss keine Wissenschaft fürchten. Im Gegenteil. Kritisch wird das Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft nur, wenn Wissenschaftler mehr sagen und verbindlich machen wollen, als sie mit ihren Instrumenten können, wenn sie z.B. im Brustton der Überzeugung sagen, es könne gar keinen Gott geben. Das wäre übrigens wiederum ein Satz des Glaubens.

Wenn wir uns aber mit offenen Augen und Ohren auf das einlassen, was in der Sprache des Glaubens „Schöpfung“ genannt wird, bekommen wir zwar keine Beweise für die Existenz eines Schöpfers, wohl aber eine ganze Reihe spannender Hinweise.

Ein Beispiel: Naturwissenschaftler gehen davon aus, dass über 60 Kriterien erfüllt sein müssen, damit auf der Erde Leben möglich ist. Viele dieser Kriterien müssen sogar punktgenau erfüllt sein. Es gäbe z.B. kein Leben auf der Erde, wenn die Erdrotation schneller oder langsamer wäre, oder wenn die Erde sich um 2% mehr oder weniger dem Mond näherte, wenn die Sonnenstrahlung auf der Erde um 1% verändert würde, wenn der Mond größer oder kleiner wäre. Leben wäre unmöglich, wenn mehr als ein Mond existierte, die Erdkruste dünner oder dicker wäre oder der Sauerstoff-Anteil in der Atmosphäre größer wäre. Aber es passt eben genau! Zufall? Wirklich? Zugegeben, man kann das für Zufall halten und viele Naturwissenschaftler tun das auch! Man muss freilich eingestehen, dass es schon ein ziemlich großer Zufall ist.

Wir werden dadurch noch lange nicht gezwungen zu glauben. Dieses Ende des Zweifels wäre auch das Ende des Glaubens! Aber der Blick auf die Wunder der Schöpfung kann unsere Neigung verstärken und unsere Vermutung nähren, mindestens mit der Möglichkeit zu rechnen, dass unsere Welt (und wir selbst) uns einem schaffenden und liebenden Willen verdanken und nicht nur ins Dasein geworfen bzw. Produkte eines blinden Zufalls sind.